Siebte Vorlesung: Individuum, Individualität, Individualisierung

Paul kommt nach den sehr gelungenen „Verhandlungen“ mit Frau B wieder in die Bank zurück. Es sollte noch ein langer Tag werden, denn am Abend findet in einem recht gediegenen Lokal die alljährliche Weihnachtsfeier der Bank statt. Die Geschäftsleitung bittet alle Mitarbeiter ab einer bestimmten Hierarchieebene zu einem mehrgängigen Menü und zwanglosen Beisammensein. Dafür muss Paul noch nach der Arbeit nach Hause fahren und sich entsprechend stylen. Also setzt er sich trotz aller Euphorie nach dem Treffen mit Frau B auf den Hosenboden und arbeitet ab, was zu tun ist. Da klingelt das Telefon. Es ist wieder seine Mutter. Er hasst es, wenn sie sich in der Bank meldet. Natürlich fängt sie wieder mit Weihnachten an. Sie fragt wiederum nicht, ob und wann er kommt, sondern sie macht bereits Pläne. „Wir werden am Heiligen Abend zuerst ...“ Es folgt eine längere, detaillierte Ausschmückung all dessen, was sich geradezu selbstverständlich an Weihnachten ereignen wird. Dabei fallen Sätze wie: „Das mögen wir doch so gern!“ oder „Wir haben das ja immer so gemacht!“ und Ähnliches. Paul wird es langsam unwohl. Er hat sich ja überhaupt noch nicht geäußert. Auf die Spitze treibt es seine Mutter mit dem Satz: „Und so lange Du noch alleine bist, Du weißt schon, was ich meine, sind wir doch Deine Familie. Wir stehen zusammen.“ Jetzt platzt Paul der Kragen. „Ich habe einfach keine Lust, immer das Selbe zu machen. Du lässt mir gar keinen Raum, irgendwas selber zu entscheiden. Warum muss das immer nach dem gleichen Muster ablaufen? Seit 30 Jahren die gleichen Weihnachtstage, wahrscheinlich reden wir auch schon seit 30 Jahren immer das Gleiche.“ „Ja, und das ist doch auch schön so, oder? Weihnachten ist doch immer der Höhepunkt für die Familie“, säuselt Muttern und wird jäh von ihrem Sohn unterbrochen. „Ich habe dieses Jahr keine Lust mehr dazu. Ich möchte einfach selber entscheiden können, was ich mit meiner freien Zeit anfange. Ihr könnt ja gerne immer alles nach dem gleichen Muster machen, aber ich brauch endlich mal Luft – und ich weiß noch nicht, mit wem ich die Weihnachtstage verbringen möchte.“

Das wollte Paul eigentlich gar nicht sagen. Eigentlich hat er ja gar nichts dagegen, an Weihnachten bei seinen Eltern zu sein. War ja doch immer ganz gemütlich. Aber immer diese Einengung. Er hat seine Mutter kaum einmal „Ich“ sagen hören, immer nur „Wir“, und Paul wusste, dass er in dieses „Wir“ mit Haut und Haaren eingeschlossen ist. Es tat ihm schon leid, dass er so schroff war, bis seine Mutter, in Tränen ausgebrochen, ausrief:

A. Nassehi, *Soziologie*, DOI 10.1007/978-3-531-93076-3_8,
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

„Aber wir gehören doch zusammen. Junge, Blut ist dicker als Wasser. Wirklich verlassen kannst Du Dich nur auf uns, das wirst Du schon noch sehen.“ Nun war alles zu spät.

Paul beendet das Gespräch mit dem Hinweis auf viel Arbeit und macht sich wieder an dieselbe – nun alles andere als euphorisch und konzentriert. Zwei Dinge gehen ihm durch den Kopf: Zum einen erhofft er sich insgeheim ein paar schöne Tage mit Frau B, er weiß inzwischen, dass sie Paula heißt, was für ein Zufall. Außerdem erinnert er sich an seine morgendliche Krise. Nichts passe zusammen in seinem Leben. Er erinnert sich an eine Serie über die sogenannte „Individualisierung“ vor ein paar Monaten in einer Wochenzeitung. Da wurde in drei Wochen breit darüber berichtet, wie schwierig die Lebenslagen von Menschen wie ihm seien. Alles müsse man selber machen, keine wichtige Entscheidung werde einem mehr abgenommen, man müsse immer flexibler werden, um Familie, Arbeit, Freizeit und den Rest unter einen Hut zu bringen, und Bindungen an andere, sowohl in Liebesdingen wie in Freundschaften, werden immer schwieriger. Konjunkturkrisen und Arbeitslosigkeit würden einem selbst zugerechnet. „Individualisierung“ wurde das genannt – „Soziologen“ sollen den Begriff erfunden haben. Na ja, klingt ganz plausibel, denkt Paul, und kann sich nun viel besser verstehen. Seine Mutter lebt eben noch ganz in der Gemeinschaft von Familie, Nachbarschaft und Freundeskreis, alles stabil über Jahrzehnte. Und er, Paul, kann in seinem Leben eigentlich nur Diskontinuität, Unregelmäßigkeit entdecken. „Individualisierung“, eigentlich ne schöne Beschreibung. Er sollte öfter mal nicht nur den Börsenteil lesen, sondern auch ins Feuilleton gucken. Er beginnt tatsächlich zu verstehen, wie individuell sein Leben ist, wie sehr er sich mit einem eigenen Leben arrangieren muss, einen eigenen Stil entwickelt und eigentlich nur vor sich selbst gerade stehen muss. Das ist ne echte Herausforderung für Paul. Wenn seine Lebenslage einen eigenen Namen hat, dann muss das schon was sein.

Inzwischen ist er schon auf dem Weg zurück nach Hause. Er ruft gleich bei Frau B an, bei Paula, und schmalzt ein bisschen auf den Anrufbeantworter. „Schöne Zeit“, müsse man „bald wiederholen“ und so weiter. Na, das kann noch spannend werden. Paul macht sich frisch, zieht sich gediegen, aber nicht zu feierlich an, gerade dezent genug, um es für selbstverständlich halten zu können, und gerade gediegen genug, um zu zeigen, dass das heute etwas Besonderes ist. Paul lässt sich mit dem Taxi in das Restaurant fahren. Er ist weder zu pünktlich noch zu unpünktlich, um aufzufallen, und setzt sich an einen der noch freien Plätze. Die Gespräche gehen ihren gewohnten Gang. Man redet über die Bank, über die, die gerade noch nicht da sind oder nicht in Hörweite, sowie über den üblichen Schnack – ein bisschen Politik, ein bisschen Freizeit, ein bisschen Fußball, die neuesten Neuigkeiten, das Styling der Abwesenden wird kommentiert, das Übliche eben. Der Abend verspricht ganz nett zu werden.

Der Geschäftsführer der Bank hält eine kurze Ansprache, die er so wohl schon öfter zum Besten gegeben hat, dann wird das Essen serviert. Es passt alles. Die Speisenfolge zum Anlass, die Weine zu den Speisen und die Geschwindigkeit zur Stimmung. Die Zungen

werden nun lockerer. Man präsentiert sich nun mit eher persönlichen Themen, redet über Karrierewünsche und Privates, über Urlaubsvorstellungen, wie man sein Leben leben will usw. Paul kommt wieder schlecht drauf. Ihm fällt ganz merkwürdig auf, dass alle irgendwie das Selbe wollen. Einen guten Job, trotzdem eine gute Beziehung, auch Kinder, „irgendwann" wenigstens, das Leben soll ebenso Spaß wie Tiefgang bereithalten, man sollte besser wissen, was man will, auch hier das Übliche. Paul fällt auf, dass all die Leute hier, die so wunderbar in das Raster passen, das er gerade gelernt hat – „individualisiert" zu sein – das Selbe wollen. Und das gilt nicht nur für die Formeln, mit denen man sich beschreibt, sondern sogar für das Styling. Letztlich haben alle die gleichen individuellen *outfits*, und alle spielen mit ähnlichen Reizen, der eine besser, der andere schlechter. Aber genau genommen, folgt die Performance doch recht erwartbaren Bahnen. Und auch die Konsumwünsche sind ähnlich. Audi TTs, BMW Z3s und Mercedes SLKs wollen sie alle fahren, später dann vielleicht einen Volvo- oder Mercedes-Kombi. Paul ist erstaunt. Wie kommt es, dass all diese „individualisierten" Leute fast die gleichen Wünsche haben? Wie kommt es, dass sie das nicht sehen, sondern diese Wünsche mit ganz persönlichem Charme rüberbringen? Paul ist verunsichert. Sicher spielt auch der gute Cognac – natürlich ein *Henessy Privilege* – eine Rolle, von dem er doch schon einige nach dem Essen geordert hat.

Aber blitzartig fährt es ihm in den Kopf: „Wie meine Mutter. Die müsste sich eigentlich hier wohl fühlen. Alle wollen das Selbe." Das ist Paul dann doch zu skurril. Es war hinreichend spät, um die Veranstaltung verlassen zu können. Er bedankt sich, sucht seinen neuen BOSS-Mantel an der Garderobe – „Mein Gott, die Mäntel sehen alle gleich aus!" – und verschwindet nach Hause. Er ist gar nicht mehr sicher, ob das wirklich seine Wohnung ist. Aber war ja auch egal. Bestimmt sehen alle Wohnungen gleich aus. Er hoffte, nichts zu träumen – es würde bestimmt ein Standardtraum werden.

Dass Menschen *Individuen* sind, sollte selbstverständlich sein und wenig überraschen. Was aber meint *Individualität*? Individualität scheint ein steigerbarer Sachverhalt zu sein, denn sonst könnte man nicht von *Individualisierung* sprechen, also von einem Vorgang, der die Individualität von Individuen steigert. Nehmen wir uns zunächst Pauls Telefongespräch mit seiner Mutter vor. Seine Mutter kennt in ihren Sätzen offensichtlich nur ein „Wir", aber kein „Ich". Sie tritt als Mitglied einer Familie auf und scheint mit dem, was sie sagt, die Welt in Mitglieder und Nicht-Mitglieder ihrer Familie einzuteilen. Das mag in der Geschichte zu Veranschaulichungszwecken womöglich überstilisiert sein, aber durchaus nicht unrealistisch. Die Argumente von Pauls Mutter zielen nicht auf Pauls individuelles Motiv, sondern darauf, dass seine Mitgliedschaft zur Familie seine Anwesenheit zu Weihnachten gewissermaßen naturwüchsig erwartbar macht. Es braucht dafür keine Entscheidungen. Paul dagegen wehrt sich. Im Gespräch mit seiner Mutter wird er geradezu pubertär widerspenstig, was wir hier nicht psychologisch deu-

ten wollen, sondern mit reziproken Verhaltenserwartungen erklären. Paul greift auf Sozialisationserfahrungen zurück – und wird von seinem eigenen Verhalten überrascht, indem er auf *bewährte* Rollen zurückgreift: sich gegen die Ansprüche seiner Mutter als Individuum darstellen zu können, nicht nur als Mitglied einer Familie. Worauf es mir ankommt, ist dies: Es geht nicht um einen banalen Streit, ob Paul an Weihnachten sein Elternhaus besucht oder nicht – denn vor sich selbst gibt er zu, dass er gerne hinfahren würde (wenn da nicht die vage, allzu vage Aussicht auf Weihnachten mit Paula wäre...). Es kommt also gar nicht primär auf die Konsequenz des Handelns an, sondern darauf, dass er sich die Konsequenz des Handelns als Ergebnis einer *individuellen Entscheidung* zurechnen lassen möchte.

Individualisierung wäre also jener historische Prozess, der im Laufe der gesellschaftlichen Modernisierung dazu geführt hat, dass Individuen ihre Entscheidungen zunehmend als individuelle Entscheidungen erleben und dass die Gesellschaft erwartet, dass das Leben in gewissermaßen *individueller Verantwortung* geführt wird. *Individualisierung* wäre also eine *Zurechnungsform* – das Meiste, was in einem Leben geschieht, wird dem Individuum selbst zugerechnet. Diese Individualisierungsdiagnose gehört – zumindest im deutschsprachigen Bereich – zu den wohl erfolgreichsten und wirksamsten Diagnosen der Soziologie.[132] Das gilt wohl auch deshalb, weil es dieser Diagnose wie keiner anderen gelingt, eine Chiffre anzubieten, die sich in eigene Erfahrungen übersetzen lässt.

Der Generationenkonflikt, den ich zwischen Paul und seiner Mutter stilisiert habe, mag zunächst banal erscheinen. Aber er verweist darauf, dass sich in den Lebensformen der letzten beiden Generationen tatsächlich eine Veränderung abzeichnet, die sich vor allem an der privaten, der familialen Lebensführung beobachten lässt. Sicher hat es Generationenkonflikte schon länger gegeben, was sich aber hier zeigt, ist ein verändertes Verhältnis etwa der Eindeutigkeit und Alternativlosigkeit der Familienmitgliedschaft und daraus resultierender praktischer Konsequenzen.

Ich habe absichtlich keine der eher dramatisch erlebten Veränderungen als Beispiel genommen: etwa jene Emanzipationsprozesse von Frauen, an denen sich die Veränderungen von Familienformen am deutlichsten ablesen lassen, auch keine sonstige Emanzipationsgeschichte mit literarischen Qualitäten.[133] Das Besondere an diesem Individualisierungsprozess ist, dass er sich auch in eher kleinen Veränderungen zeigt. Pauls Mutter bringt zum Ausdruck: So lange ein junger Mensch wie Paul noch nicht verheiratet ist und keine eigene Familie hat, ist er nicht nur abstrakt Mitglied seiner Herkunftsfamilie – diese Mitgliedschaft hat vielmehr auch praktische Konsequenzen. Es ist dann selbstverständlich, dass

bestimmte Formen eingehalten werden, und zwar ohne dass dafür eine Entscheidung vonnöten ist. *Weihnachten* ist ja – jenseits seiner religiösen Bedeutung – geradezu das Symbol für die bürgerliche Selbstinszenierung von Familien. An Weihnachten kulminiert die klassische bürgerliche Familienidee, dass hier die eindeutige Mitgliedschaft sich in Anwesenheit niederschlägt. Man lese nur das berühmte Weihnachtskapitel aus Thomas Manns *Buddenbrooks* (1901).

Das kennen wir auch heute noch – aber der soziologisch entscheidende Punkt ist der, dass diese Anwesenheit heute Entscheidungen verlangt. Wir vernachlässigen jetzt einmal die Probleme so genannter Patchwork-Familien, bei denen multiple Elternschaft, durch Scheidungen oder Trennungen uneindeutige Generationenbeziehungen etc. das Problem der Mitgliedschaft und Anwesenheit angesichts der Konzentration auf wenige Tage im Dezember tatsächlich zur logistischen Herausforderung machen. Dass Uneindeutigkeiten Entscheidungen erfordern, haben wir bereits in der Organisationsvorlesung behandelt: Entschieden werden muss nur, wenn Uneindeutigkeiten und Nicht-Wissen vorliegen, wenn die Dinge also auch anders sein könnten. All das ist bei Paul ja gar nicht der Fall. Er ist ein langweiliger Single, der aus einer langweiligen kleinbürgerlichen Familie kommt, und aus der Perspektive seiner Mutter gibt es damit auch gar keine Probleme – und genau das erzeugt die Probleme. Paul ist nicht daran gewöhnt, dass die Dinge sich einfach ohne Entscheidung so fügen, wie sie zu sein haben. Er hat letztlich in der Konsequenz nichts dagegen, an Weihnachten das Selbe zu tun wie seit Jahrzehnten – aber er will das wenigstens selbst entschieden haben.

Individualisierungsprozesse haben unmittelbar damit zu tun, dass immer mehr entschieden werden muss, d.h. dass sich auch für das, was den Menschen widerfährt – womöglich auch für das, was ihnen *ohnehin* widerfährt – Gründe genannt werden müssen. Das ist es, was individualisierte Lebenslagen ausmacht. Und das Besondere an solchen Lebenslagen besteht darin, dass es eben nicht nur um die viel schöner beschreibbaren dramatischen Veränderungen geht, sondern vor allem um kleine, alltagsrelevante Verschiebungen. Alles, auch die Wahl eines bestimmten Lebensstils, sogar die Wahl eines eher traditionellen, eher wenig individualisierten Lebensstils kann in dieser Gesellschaft nach Gründen befragt werden. Das wird an dem Abend deutlich, an dem Paul mit seinen Arbeitskollegen über Zukunftspläne spricht. Etwas überstilisiert haben alle dieselben Wünsche – darauf werde ich noch zurück kommen. Aber sehr deutlich dürfte geworden sein, dass die Fragen und Unsicherheiten, die Wünsche und Ziele, erst recht ihre Erreichung offensichtlich zunehmend auf *individuelle Entscheidungen* zurück geführt werden müssen. Das ist es, was mit dem Begriff der *Individualisierung* gemeint ist.

Dass Individuen sich zunehmend *als Individuen beschreiben* hat offensichtlich mit Anlässen zu tun, mit sozialen Anlässen, in denen Menschen tatsächlich als Individuen gefragt sind. Der Blick ist also auf die *gesellschaftliche Genese von Individuen* zu richten. Als Individuen erleben sich Menschen vor allem dann, wenn sie als Individuen *angesprochen* werden – wir kommen hier wieder auf das wichtige Konzept der *Rolle* zurück. Es ist eine reziproke Verhaltenserwartung, sich individualisiert zu verhalten und selbst zu beschreiben.[134] Letztlich lautet das Muster paradoxer Weise: *Folge keinem Muster*. Wo ein solches Muster eingefordert wird, erleben sich Handelnde als individualisiert. Um wieder auf den Disput Pauls mit seiner Mutter zu kommen: Er scheint darunter zu leiden, dass er nicht als Individuum angesprochen wird, sondern nur als Mitglied.

An den Gesprächen, die Paul auf der Weihnachtsfeier mit seinen Kolleginnen und Kollegen führt, lässt sich ein wenig von solchen Anlässen wieder finden. In unserer Geschichte zeigt sich das nun nicht in tiefsinnigen Reflexionen. Die Anwesenden bringen nicht ihre Tagebücher oder Autobiografien zum Besten, sondern relativ banale Alltäglichkeiten, die man aber angemessen *lesen* muss. In dem unverdächtigen Wunsch, Karriere und Intimbeziehung, Freizeit und Tiefgang, Stile und Formen, letztere sogar ausgedrückt in Konsumwünschen, Familienzukünfte und Lebenszufriedenheit zusammen zu denken, wird in der Tat etwas ausgedrückt, was man letztlich kennt. Wahrscheinlich wird so etwas auf jeder Weihnachtsfeier besprochen, und je nach Milieu, Zusammensetzung der Gruppe und Anlass werden die Wünsche unterschiedlich ausfallen. Dass sich solche Fragen aber letztlich als *Koordinationsfragen* stellen, verweist darauf, dass hier Individuen gefragt sind, denen solche Fragen nicht abgenommen werden können. Spannend ist daran, dass es erst die Erzähl- und Reflexionsanlässe sind, die das so *individualisierend* zu Tage treten lassen. Auf Englisch lässt es sich schöner sagen: *Reality is more pedestrian!* Wie sich erzählte Vergangenheiten oftmals erst in der Erzählung als Folge individueller Entscheidungen und Handlungen mit subjektiv gemeintem Sinn erweisen, könnte das auch für antezipierte Zukünfte individueller Leben gelten. Danach befragt, weiß man, dass sich das Leben kaum anders *beschreiben* lässt. Auch die *Beschreibung* ist eine Praxis, in die man verstrickt ist, erfordert es, *getan* zu werden. In einer solchen Praxis werden wir erst zu denen, als die wir in solchen Praxen vorkommen. Die erzählte Selbstvergewisserung bildet also keineswegs gelebtes Leben ab, sondern bringt es praktisch hervor, *als Beschreibung* – ob es sich auch so leben lässt oder ob es auch so gelebt wird, ist hier nicht beantwortbar: Das ist eine empirische Frage. Es wäre jedenfalls außerordentlich unrealistisch, wenn die Praxis der Beschreibung die Praxis des Beschriebenen abbilden würde. Es sind dies zwei unterschiedliche

Praxisformen! Wer sich also soziologisch mit der Frage der *Individualisierung* befasst, muss immer mit daran denken, in welchen Kontexten, bei welchen Anlässen und vor wem sich die gelebte soziale Realität *individuell zurechnen lässt* bzw. wo das nicht der Fall ist oder wo einem womöglich gar keine andere Möglichkeit bleibt, als dies zu tun. Ich wiederhole: dies ist eine *empirische* Frage.

Dass die moderne Gesellschaft einen starken Trend zur *Individualisierung* hervorbringt, bedeutet also nicht, dass tatsächlich alle soziale Praxis sich jenem Modell fügt, alles sei letztlich Ergebnis individueller Entscheidungen, die ganz dem Individuum zuzurechnen seien. Was den Trend der Individualisierung freilich bestimmt, ist die Tatsache, dass die moderne Gesellschaft zahlreiche Anlässe schafft, in denen die Form individueller Entscheidung erwartet wird – prospektiv oder retrospektiv und keineswegs nur in jenen bildungsnahen Formen der bürgerlichen Gesellschaft, die dafür vor allem die Medien des Religiösen und des Literarischen eingesetzt hat – ich werde darauf zurück kommen.

Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen: Alle Funktionslogiken der modernen Gesellschaft bringen letztlich Entscheidungsanlässe hervor. Die moderne kapitalistische *Marktökonomie* kennt letztlich nur individuelle, voneinander entkoppelte Entscheider – das gilt auf allen Märkten, auch auf Arbeitsmärkten. Das heißt nicht, dass alle Marktteilnehmer die gleichen Chancen und Ausgangslagen hätten, aber der individualisierende Effekt besteht darin, dass Marktteilnehmer auch die Folgen von Marktversagen oder Konjunkturkrisen je individuell spüren. Das moderne *Rechtssystem* kennt letztlich nur individuelle Zurechnungsfähigkeiten, um entweder Schuld im Strafrecht oder Ansprüche im Zivilrecht festlegen zu können. Und wo diese Festlegung nicht möglich ist, wird dem Individuum etwa durch Bescheinigung von *Unzurechnungsfähigkeit* exakt jene Unterstellung entzogen, als ein (vernünftiges) Individuum gehandelt zu haben. Das *Gesundheitswesen* schafft individualisierende Anlässe durch Anamneseerhebung und neue Verantwortlichkeiten für den eigenen Körper. Gerade die Moralisierung des Zusammenhangs von Lebensführung und Krankheit/Gesundheit führt dazu, dass Gesundheit individuell hergestellt werden muss – durch Selbstkontrolle und Selbstbeobachtung. Das *Bildungssystem* muss kaum erwähnt werden – es individualisiert durch Antezipation einer Bildungskarriere. Das *politische System* erzeugt zwar zunächst kollektive Zurechnungsadressen – das Staatsvolk oder die Menschheit, die Wählerschaft oder alle möglichen Betroffenen –, es erzeugt aber auch als Rechts- und Wohlfahrtsstaat individuelle Anspruchsberechtigte und Leistungsbezieher. *Partnerwahl* und *Elternschaft* individualisieren dadurch, dass Entscheidungen erwartet werden, in denen der andere als konkrete, unverwech-

selbare Person vorkommt. Und das *Beschäftigungssystem* erzeugt individuelle Karrieren.

Man kann an diesen Beispielen ablesen, dass die moderne Gesellschaft letztlich alles, was geschieht, nur individuell oder individualistisch *beschreibbar* ermöglicht. Dass die Programme der erwähnten Funktionslogiken in der angedeuteten Weise individuell zurechnen bzw. individuelle Zurechnungen geradezu erzwingen, bedeutet freilich nicht, dass sich die gesellschaftliche Praxis tatsächlich stets dieser individualisierten, man könnte sagen: transparenten Form der Reflexion und Zurechnung fügt. Es bedeutet aber, dass dort, wo dies *beschrieben* werden muss, individuelle Zurechnung unvermeidlich wird.[135]

Die Individualisierungsdiagnose ist letztlich keine schwierige Diagnose. Sie reagiert darauf, dass die moderne Gesellschaft keine eindeutigen Vorregulierungen mehr kennt, wie individuelle Leben geführt werden. Ulrich Beck hat das in dem schönen Satz verdichtet, dass alles, was institutionell in der modernen Gesellschaft getrennt sei – Familie und Erwerbsarbeit, Ausbildung und Beschäftigung, Verwaltung und Verkehrswesen, Konsum, Medizin, Pädagogik – in Individuen fokussiert werde. Individuallagen lägen *quer* zur Struktur der Gesellschaft, und deshalb müssten Individuen gewissermaßen die Differenziertheit der Gesellschaft integrieren, und zwar in ihrer eigenen Lebenspraxis. Und deshalb handle es sich bei *individualisierten Lebenslagen* eben nicht um beziehungslose Lebenslagen, sondern um *institutionenabhängige Lebenslagen*.[136]

Diese Institutionenabhängigkeit kommt in den Gesprächen bei der Weihnachtsfeier gut zum Ausdruck: Probleme der Lebensführung werden gar nicht in der Attitüde bürgerlicher Innerlichkeit vorgetragen, sondern im Spannungsfeld von Institutionen – Arbeitsplatz, Familie, Freizeit, Konsum usw. Eine funktional differenzierte Gesellschaft vermag es also nicht, konkrete Lebensmodelle vorzustrukturieren, d.h. die Passung des Individuums an die Gesellschaft erfolgt nicht mehr in dem Sinne, dass sich aus einer bestimmten sozialen Lage der Rest des Lebens von selbst ergibt. Was die Kolleginnen und Kollegen von Paul tun müssen, ist, im Bestimmungsbereich von gesellschaftlichen Anforderungen das eigene Leben gewissermaßen koordinierend in den Griff zu bekommen – und das wird im Vergleich zu früheren historischen Formen als *Individualisierung* erlebt.

Dass Individualität und ihre individualisierten Steigerungsformen sich tatsächlich gesellschaftlichen *Anlässen* verdanken, lässt sich gut im historischen Vergleich verdeutlichen. So zeigt etwa der Historiker Arthur E. Imhof in einer beeindruckenden Studie über die Nachfolgeregelung eines Hofes in Nordhessen vom Mittelalter bis in die Neuzeit, dass dieser Hof über Jahrhunderte von Johannes Hooss geleitet wurde – natürlich nicht von *einem* Johannes Hooss, der ein alttes-

tamentarisches Alter hätte erreichen müssen. Entscheidend war, dass immer wieder eine Person zur Verfügung stand, die Johannes Hooss hieß und in der Nachfolge den Hof übernahm. Dieser Johannes war zwar ein Individuum, aber individuelle Entscheidungen wurden ihm nicht abverlangt, und letztlich war er aufgrund der Ununterscheidbarkeit der Namen auch gar kein Individuum, sondern eben eine Person an dem Platz, an dem sie stand.[137] Die Frage, wann er sich denn entschieden habe, Bauer zu werden und die Leitung des Hofes zu übernehmen, wäre auf Unverständnis gestoßen. Diese Geschichte zeigt, wie wenig in früheren Gesellschaften Individualität und soziale Erwartungen auseinander fielen. *Herkunft und Zukunft fielen zusammen.* Diese Konstellation entsprach einer Gesellschaftsform, die sich vor allem durch Rangordnungen und Stabilität auszeichnete. Fragen danach, wer man sei, was man wolle und was man für die Zukunft zu entscheiden habe, waren immer schon beantwortet – durch den sozialen Ort, an dem man sich befand.

Zwar lassen sich auch heute statistisch Wahrscheinlichkeiten berechnen, nach denen etwa ein bestimmtes Geschlecht oder eine bestimmte soziale Herkunft bestimmte Lebenswege wahrscheinlicher machen als andere. Wer als Kind wohlhabender, akademisch gebildeter Eltern geboren wird, hat sicher eher die Chance auf eine akademische Ausbildung und einen gut bezahlten Arbeitsplatz als etwa ein Abkömmling eines Migranten, der seine Brötchen (oder Fladenbrote) als ungelernter Arbeiter verdient.[138] Dennoch verfügt die moderne Gesellschaft unserer Region nicht mehr über jene eindeutigen Fahrpläne, nach denen Lebensverläufe festgelegt sind. Die moderne Gesellschaft ist deshalb auf ein Personal angewiesen, das in der Tat in der Lage ist, Entscheidungen über das eigene Leben zu fällen – das reicht von Berufs- und Partnerwahl, Wahl des Wohnortes bis zur Wahl von ästhetischen und kulturellen Stilen. Und selbst wenn das meiste davon nicht wirklich das Ergebnis einer expliziten Wahl ist, so lassen sich Lebensgestalten fast nur in Form von *Individualitäten* beschreiben. Das bedeutet, dass sogar nicht selbst Entschiedenes individuell zugerechnet werden muss – und wenn nicht im Sinne einer Entscheidung, dann muss es wenigstens in eine Form gebracht werden, die mit der Person kompatibel ist.

Diesen Prozess soziologisch zu beschreiben ist nicht ganz einfach, auch wenn die Sache selbst zunächst sehr einfach klingt, schon weil sie sehr plausibel ist. Dass sich Formen der Selbstbeschreibung und der Lebensführung und -planung immer weniger auf Vorentschiedenheiten, auf selbstverständliche Verläufe verlassen können und dass immer mehr Entscheidungen erforderlich sind, ist evident. Weder Berufsverläufe noch Partnerschaften, weder ästhetische Stile noch sonstige Vorlieben, nicht einmal religiöse Bekenntnisse ergeben sich einfach von

selbst, sondern können nach Gründen befragt werden. Aber werden sie auch stets befragt? Was sagt die Popularität der Individualisierungsdiagnose womöglich über die Soziologie selbst aus? Hat die Popularität dieser Diagnose womöglich etwas mit den eigenen Grundbegriffen zu tun? Um solche Fragen beantworten zu können, muss ich etwas weiter ausholen, um am Ende den tatsächlich evidenten Befund noch einmal genauer erläutern zu können.

Mit der Diagnose der Individualisierung von Lebenslagen schließt die Soziologie an eine historische Erfahrung an, die gerade unser intellektuelles Verständnis des Individuums bestimmt hat. Der Erfolg der Diagnose einer *Individualisierung* ist letztlich die aktuelle Variante einer bürgerlichen Selbsterfahrung. Das reflektierende Selbstbewusstsein ist seit der deutschen Reflexionsphilosophie des späten 18. Jahrhunderts die einzige legitime Instanz der bürgerlichen Gesellschaft, was sich historisch vor allem an zwei Themen verdeutlichen lässt: *zum einen* an der religiös motivierten Individualisierung durch *Selbstbekenntnisse*, *zum anderen* an der Bedeutung von *Bildung*.

Die Individualisierungsidee ist auf das Engste verbunden mit der Reformation.[139] Die reformatorische Kritik religiöser Praktiken bestand vor allem darin, dass dafür keine komplizierten bekenntnisförmigen, d.h. am Individuum ansetzenden Reflexionsleistungen nötig waren. Religiöse Praxis war zuvor tatsächlich eine voll durchritualisierte Praxis, bei der das *Ich* als Instanz nur eine geringe Rolle spielte – es bedurfte letztlich keiner Bekenntnisse im Sinne von Ich-bezogenen Entscheidungen im Horizont anderer Möglichkeiten. Religionsausübung war zuvor letztlich nur für eine ausgewählte Gruppe von religiösen Virtuosen mit Bekenntnissen verbunden – ein Bekenntnis abzulegen, bedeutet, das im Horizont auch anderer Möglichkeiten zu tun, sonst hat das Bekenntnis keinen Sinn. Für die größte Zahl religiöser Menschen war Religionsausübung dagegen eher eine an Praktiken und Ritualen orientierte soziale Form. Sie ermöglichte es, wie Max Weber es für den Volkskatholizismus so schön in seiner Religionssoziologie ausdrückt, ethisch „von der Hand in den Mund“[140] zu leben.

Die protestantische Kritik ab dem 16. Jahrhundert bestand unter anderem darin, dass all diese praktischen und ritualisierten Formen weitgehend reflexionsfrei vonstatten gingen – was dann den Anteil des freien Wortes und der damit möglichen Abweichung und Überraschung in der protestantischen Liturgie ermöglichte. Die von Martin Luther formulierte *Freiheit eines Christenmenschen* (1520) hat den Willen und die Entscheidungsmacht des Einzelnen in den Mittelpunkt gestellt, dessen Bekenntnis vor allem dadurch einen Sinn erhielt, dass er auch *nicht* bekennen könnte – was faktisch freilich nicht vorgesehen war. Der evangelische Prediger war deshalb eine der zentralen Figuren der bürgerlichen

Gesellschaft, die Gläubigen durch das reflektierende Wort und nicht durch das reflexionsfreie Ritual zu binden.[141] Wer ein Glaubensbekenntnis nicht nur in einer ihm fremden lateinischen Sprache nachsprechen muss und aus *hoc est corpus* auch *Hokuspokus* hören kann, sondern *versteht*, was er sagt, kann individuell dafür haftbar gemacht werden, was er da zu glauben bekennt. Die protestantische Reflexionskultur mit der Konzentration auf das geschriebene und ausgelegte Wort, auf Entmythologisierung der eigenen Praktiken, auf das unmittelbare Verhältnis des Einzelnen zu Gott, mit ihrer Lese- und Tagebuchkultur und nicht zuletzt mit ihrem Versuch, Unterordnung aus freien Stücken und freiem Willen herzustellen, hat für jene Chiffren gesorgt, die zu einer *individualisierten Kultur* beigetragen haben.

Exakt in dieser Tradition steht auch das Selbstbewusstsein der Soziologie: das Handeln eben nicht als einen selbst sich ereignenden Mechanismus anzusehen, sondern als das Ergebnis von Reflexion. Die Soziologie ist in diesem Sinne eine außerordentlich *protestantische Disziplin* – sie verlangt vom Handelnden *Bekenntnisse*, Gründe, nachvollziehbare Motive für seine Taten. Und wenn solche Motive nicht positiv vorliegen, dann muss man sie wenigstens methodisch unterstellen – in der quantitativen Sozialforschung des Typs *Rational-Choice-Theorie* durch die Konstruktion des Modells eines rationalen Akteurs, in der qualitativen Sozialforschung durch die Generierung authentischer Äußerungen durch Befragungstechniken. Hier bestätigt sich ein weiteres Mal mein Verdacht, wie nah die soziologische Nomenklatur an dieser Erfahrung der Individualisierung, des Bekenntnisses und der guten Gründe gebaut ist.

Die zweite historische Erfahrung ist *Bildung*. Bildung als das eigentliche Leistungs- und Leitmedium des Bürgertums zielt vor allem auf *Reflexion*. Bildung, wie sie im 18. und frühen 19. Jahrhundert konzipiert wurde, hat selbstverständlich auch das Erlernen von Fertigkeiten und die Erweiterung von Kenntnissen in einer immer komplizierter werdenden Gesellschaft zum Ziel. Aber Bildung meint noch mehr: Es ist das Individuum, das da gebildet wird, das in der Reflexion seiner selbst erst zu jener Instanz wird, die *Ich* zu sich sagen kann. Bildung ist womöglich der entscheidende Individualitätsgenerator der bürgerlichen Gesellschaft, weil sie zur Reflexion geradezu zwingt.[142] Die gesamte bürgerliche Begründungs- und Reflexionskultur, die Aufwertung des Lesens und Schreibens sowie die Entstehung einer vor allem literarisch präsentierten Innerlichkeit setzt eben dies voraus: *Gebildete*, die sich vor allem als Individuen ansprechen lassen.[143] Bis in die philosophische Begrifflichkeit hinein wird Reflexion, wird Innerlichkeit und Selbstbeobachtung zum Ausweis von wahrer Menschlichkeit – worin sich auch das Selbstbewusstsein eines an Individualität und eigener Leistung orien-

tierten Bürgertums zeigte, das sich von der leistungslosen Position des Adels ebenso abgrenzte wie gegen die ungebildeten unteren Schichten.[144] Für beide, Adel und untere Schichten, war Bildung das eigentliche Mittel der Verbürgerlichung und Modernisierung. Bildung jedenfalls brachte erst jene Innerlichkeit hervor, vor der sich das bürgerliche Individuum in der Selbstreflexion selbst entdeckte. Und es brachte diese Form der Innerlichkeit nicht nur als abstrakte Form hervor, sondern als konkretes Anschauungsobjekt, das sich vor allem massenmedialer Mittel bedient, hier: des Buches als dem Medium, in dem man fremde Innerlichkeit vorführen konnte.[145] Wie Paul davon profitiert, dass ihm durch die feuilletonistische Beschreibung von „Individualisierung" seine Selbstbeschreibung leichter fällt, half das Buch, half die literarische Beschreibung von Innerlichkeit, half die gesellschaftsweite Verbreitung einer bürgerlichen Reflexionskultur mit Denk- und Erfahrungschiffren aus, mit denen sich Handelnde beschreiben konnten. Der subjektiv gemeinte Sinn war letztlich ein Medieneffekt – es bedarf eines Verbreitungsmediums für Beschreibungsformen und -folien, die dann bestimmte Beschreibungen erst möglich machen.[146]

Das berühmteste Beispiel für den deutschen Sprachraum ist sicher Goethes „Werther" von 1774, der nicht nur der biographischen Form nach ein Schlüsselwerk darstellt, sondern auch als Medienereignis für Chiffren gesorgt hat, mit denen man sich selbst erfahren und viel besser verstehen konnte als ohne eine solche Vorlage. Man muss sich die Bedeutung der Buch- und Lesekultur der Bürger so ähnlich vorstellen wie heute die Bedeutung vielleicht des Fernsehens oder des Films, die für jene Chiffren sorgen, mit denen man sich individuell beschreiben kann. Solche Medien vorsorgen uns nicht nur mit Inhalten, mit Themen und semantischen Formen, sondern auch mit habituellen Formen, mit ästhetischen Chiffren, mit vorgeführten Haltungen und Bildern, in denen wir uns wieder finden.[147]

Was sind die Medien, die Chiffren und die Muster individueller Lebensverläufe? Paul wundert sich, dass alle das Selbe wollen. Ich habe die Geschichte in dieser Weise stilisiert, um zu zeigen, wie sehr die Zurechnung auf das Individuelle eine *gesellschaftliche Zumutung* ist und eben nichts, was dem Menschen irgendwie von Natur aus oder von Haus aus eigen ist. Individualität in dem beschriebenen Sinne ist – wie jede andere Form – davon abhängig, dass sie sich zum einen gesellschaftlich bewähren kann, dass sie aber zum anderen mit Chiffren ausgestattet wird, mit semantischen Formen und Bildern. Ich habe es für die bürgerliche Gesellschaft bereits angedeutet: Literatur, der Bildungsroman, die Erzählung, die Präsentation von Innerlichkeit durch das Buch. Nicht zuletzt das selbst geschriebene Tagebuch, aber auch religiöse Praktiken und Bildungserfahrungen waren

derjenige Steinbruch, der das Material dafür geliefert hat, mit welchen Figuren man in der Lage war, sich als unverwechselbare Person darzustellen.

In der heutigen Zeit haben sich die Verbreitungsmedien für Stilfragen vervielfacht. Es ist nicht mehr das eine bürgerliche legitime Muster, sondern eine Vielzahl von Mustern, die freilich immer noch als Muster identifizierbar sind. Liest man den Bericht über die Wünsche und die Sorgen von Pauls Kolleginnen und Kollegen, kann man sich die Klientel richtig vorstellen. Es sind die berufliche Position, die Branche, das mutmaßliche Lebensalter. Eines der eher nachbürgerlichen Medien, von denen hier die Rede ist, sind Konsumstile. Ich bin auch hier in der Geschichte recht konventionell geblieben: Automobile – zuerst eher zwei-, dann viersitzige Varianten, später dann Kombis, alles von den üblichen verdächtigen Marken (standortsensibel die meisten von deutschen Herstellern!). Das ist alles nicht so richtig überraschend, aber es soll ja auch genau darum gehen: Es ist nicht überraschend, dass sich die Gestalt von Individuen über Konsumstile zeigt, auch über Marken, die eher auf Massenware und millionenfache Auflagen verweisen. Werbung arbeitet exakt mit diesem Muster: *Unterstützen Sie Ihre Individualität durch unser Produkt X, das wir millionenfach verkaufen!* Das ist paradox, aber gerade darin zeigt sich der soziale Sinn. Es geht darum, dass einem der Erwerb eines Automobils eines bestimmten Herstellers – und genannt habe ich nur Hersteller, denen man wirklich keinerlei Extravaganz im Sinne von Seltenheit und Unerreichbarkeit nachsagen kann – als Entscheidung zugerechnet wird, ob man will oder nicht. Und erst das macht es dann umgekehrt plausibel, dass man sich exakt das wünscht, was auch erwartbar gewesen wäre.

Soziologen sind erstaunlich wenig am sozialen Sinn des Konsums interessiert. Konsum kommt in der Soziologie allenfalls als Distinktionsmerkmal zur Beschreibung sozialer Ungleichheit vor oder als kritikwürdige Veranstaltung zur Verdeckung wahrer Bedürfnisse – auch das alles sehr bürgerlich. Interessant am Konsum ist freilich, dass mit Produkten und Dienstleistungen heute viel mehr als Produkte und Dienstleistungen gekauft werden, sondern Bedeutungsschichten, die weit darüber hinaus gehen.[148] Vielleicht hat der Konsum von Waren und Dienstleistungen ebenso wie der Konsum von Medien heute eine ähnliche Funktion wie das, was in der bürgerlichen Gesellschaft eher literarische Formen waren. Ihre Funktion besteht darin, Material für das Erzählen von Geschichten zu liefern – wie ja auch die Werbung gerne Geschichten erzählt und nicht mehr nur Produkte anpreist, Geschichten, in die sich potentielle Käufer einklinken könnten. Das Selbe gilt wohl für die Massenmedien und für die Pop-Kultur, die vor allem Chiffren dafür anbietet was „geht" und was „nicht geht". Als Individuum kann man sich letztlich nur darstellen, wenn es sozial wenigstens ansatzweise generali-

sierbares Material dafür gibt, wie man sich unterscheiden kann. Denn Individualität gibt es wohl nur dort, wo man *anders* sein kann – und das auch mitzuteilen in der Lage ist.

Nicht zu unterschätzen sind dafür die Fernsehvorlagen aus Serien, Soaps und Spielfilmen, in denen das gesamte Repertoire individueller Entscheidungen und ihrer Begründungschiffren und habituellen Haltungen immer und immer wieder vorgeführt wird. Die Formate mögen banal erscheinen, versorgen aber schon durch ihre episodenhafte Erzählform die Zuschauerin und den Zuschauer mit der eigentümlichen Dialektik von Handeln und Widerfahrnis. Es geschieht, was geschieht, und verstrickt in dieses Geschehen kann man anderen dabei zusehen, wie sie entscheiden müssen und Sätze zu sagen haben, die auf Entscheidungen hinweisen. Denn anders ließen sich solche Geschichten gar nicht erzählen. Insofern ist gerade diese kulturindustrielle, man würde vom Standpunkt des hochnäsigen Betrachters wohl sagen: triviale Form der Vorführung von Individualität vielleicht das entscheidende nachbürgerliche Material, mit dem authentische Personen vorgeführt werden, denen eine Sprache angeboten wird, in der sie sich als Individuen wieder finden. Und so lässt sich die Paradoxie auflösen, dass Individualität ein überindividuelles Muster ist. Denn es ist gewissermaßen wie mit der Unterscheidung von *Sprechen* und *Sprache*. Um praktisch, individuell, unverwechselbar *sprechen* zu können, bedarf es der der Praxis vorgelagerten, überindividuell-kollektiven, explizit nicht verwechselbaren *Sprache* als System von Bedeutungen und Symbolen. Ähnlich verhält es sich mit generalisierbaren Mustern, die dazu dienen, Nicht-Generalisierbarkeit auf den Begriff zu bringen.

Es sollte deutlich geworden sein, dass die Individualität von Individuen selbstverständlich irgendwie natürlich vorliegt, dass aber der *soziale* Sinn von Individualität *sozial* erzeugt wird, d.h. durch Zurechnungen und Anschlüsse. Unmerklich haben sich zwei verschiedene Spielarten oder Bedeutungsvarianten des Individualisierungsbegriffs in meine Darstellung eingeschlichen. Die eine meint eine eher *strukturelle Individualisierung*, die andere *Individualisierung*, besser: *Individualität als Beschreibungsform*. Unter *struktureller Individualisierung* wäre demnach jener gesellschaftliche Trend zu verstehen, dass Lebensverläufe immer weniger eindeutig durch gesellschaftliche Strukturen festgelegt sind. Der Extremfall des Johannes Hooss, bei dem Position und Name geradezu zusammenfallen und die individuelle Person dahinter fast vollständig verschwindet, wird nun ersetzt durch eine soziale Lage, in der Menschen prinzipiell für alles, was in ihrem Leben geschieht, selbst Entscheidungen treffen müssen oder sich das, was geschehen ist, im Nachhinein als Entscheidung zurechnen lassen muss. Diese strukturelle Individualisierung lässt sich seit dem 19. Jahrhundert beobachten, parallel mit der

Urbanisierung von Lebensformen, der Industrialisierung der Produktionsweise und der Herausbildung von Kleinfamilien als dem Normalmodell privater Lebensführung. Auf eine Faustformel gebracht: Die Lebenslagen von Menschen werden immer weniger durch bloße Mitgliedschaft zu bestimmten Gruppen – Familien, Dörfern, Berufsgruppen/Zünften, Ethnien etc. – festgelegt, sondern prinzipiell freier. Das schließt nicht aus, dass solche Herkünfte nach wie vor bestimmte Lebenswege wahrscheinlicher machen. Aber prinzipiell ist soziale Mobilität als Möglichkeit gegeben. Das je eigene Leben muss *als eigenes Leben* praktisch hergestellt werden. Von den gesellschaftlichen Anlässen der *praktischen* Fokussierung auf das eigene Leben war bereits die Rede.

Neben, mit und auch aufgrund dieser strukturellen Individualisierung hat sich die Idee, die kulturelle Erwartung nach *individuellen Selbstbeschreibungsfolien* entwickelt. Vor allem ausgehend von eher bürgerlichen Schichten wurde Individualität als Innerlichkeit stilisiert, als Maßgabe von Unverwechselbarkeit und als Kultivierung je individueller Entscheidungen. Aus der Person wird durch die Kultivierung entsprechender Reflexionsanlässe eine in sich konsistente *Persönlichkeit*, wie es bei Max Weber heißt.[149] Als solche Anlässe habe ich bekenntnisförmige (in diesem Sinne: eher „protestantische") Religiosität und Bildung als historische Bedingungen genannt. Diese sind die Anlässe des bürgerlichen Individuums gewesen, sich außerhalb des Getriebes der Welt als unverwechselbare Individuen zu beschreiben, auch mit einer gewissen Verachtung für jenes Getriebe, wie es vor allem im sogenannten Bildungsbürgertum anzutreffen war, aber auch in Max Webers kulturprotestantischem aristokratischen Ethos der Persönlichkeit und der unbedingten Selbstwahl zum Ausdruck kommt.

Es wäre nun aber ein großer Fehler, die individualisierenden Instanzen der Gesellschaft gewissermaßen *außerhalb der Gesellschaft* zu suchen, also nur beim Individuum selbst. Das mag zur Tradition unserer bürgerlichen Form der Selbstbeschreibung gehören – dass wir uns in unserem Charakterkern als unverwechselbare Individuen begreifen und letztlich weit von uns weisen würden, dass unsere Individualität gesellschaftlichen Ursprungs ist. Das Besondere eines soziologischen Blicks auf Individualisierungsprozesse und Formen individueller Selbstbeschreibungen, aber auch auf Entscheidungen über das eigene Leben besteht darin, dass dies stets *in einer Gesellschaft* erfolgt. Es müssen entgegenkommende Bedingungen für solches Entscheiden vorhanden sein, Anlässe eben, in denen sich reziproke Verhaltenserwartungen nach individuellen Selbstäußerungen bewähren können.

Weber war sehr pessimistisch, was die Integrationsfähigkeit der komplexen, modernen Gesellschaft angeht. Er glaubte nicht daran, dass sich die unterschied-

lichen Mächte Wirtschaft, Politik, Kunst oder Religion versöhnen lassen. Eine Lösung für dieses Problem hat Weber letztlich nur darin gesehen, dass sich Individuen zu *Persönlichkeiten* entwickeln, die in einer widersprüchlichen Welt in kulturprotestantischer Manier die Einheit ihrer selbst zelebrieren: Ein Mensch, der zur *Persönlichkeit* wird, hat sich selbst gewählt; er ist gewissermaßen der Urheber seines eigenen Lebens, das er gegen die Welt behaupten muss – dies ist wohl die radikalste Form der *bürgerlichen* Selbsterfahrung, die Max Weber hier als Lösung für ein *gesellschaftliches* Problem formuliert: sich *selbst* im Horizont gesellschaftlicher Erwartungen zu behaupten. Und selbst wenn diese Diagnose später ihre bürgerlichen, kulturprotestantischen Wurzeln wenigstens der Form nach abgestreift hat, findet sie sich in der gesamten Debatte um gelungene Lebensformen wieder – von Weber über Georg Simmel, Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas, von Talcott Parsons bis Niklas Luhmann und erst recht heute in nachbürgerlichen Versionen der Individualisierungsthese. Für die Zwecke dieser einführenden Vorlesung belasse ich es bei der Aufzählung von Autorennamen.

Wiewohl die Individualisierungsthese letztlich sehr einfach zu verstehen ist, enthält sie soziologisch mehr, als man auf den ersten Blick sehen kann. Jedenfalls sollte man sich stets verdeutlichen, wovon die Rede ist: von jener strukturellen Individualisierung, die in der Tat ein unumkehrbares Phänomen einer Gesellschaft zu sein scheint, deren Hauptmerkmal in der Entkoppelung ihrer Prozesse zu suchen ist; oder von individualisierten Selbstbeschreibungsmustern. In der sechsten Vorlesung habe ich Gesellschaft als ein *Abwesenheitsphänomen* bezeichnet – Individuen dagegen sind für sich stets anwesend und bündeln gesellschaftlich Unterschiedliches in sich und finden sich *zwischen* den unterschiedlichen gesellschaftlichen Anforderungen vor. Ich erinnere noch einmal an die Gespräche bei Pauls Weihnachtsfeier, die exakt davon zeugen. Die Personen finden sich strukturell im Spannungsfeld unterschiedlicher Erwartungen vor, und sie lösen dieses Erwartungsbündel dadurch, dass sie auf sich selbst als Individuen verwiesen werden, die weniger die Erwartungsformen in ihrer Unterschiedlichkeit beschreiben, sondern sich in deren Bestimmungsfeld vorfinden wollen. So wird das Individuum zum Fokus von Beschreibung – und von Beschreibbarkeit.

Individualisierung sei eine Zurechnungsform, so habe ich meine Argumentation eröffnet. Sie ist eine Zurechnungsform, die so etwas wie ein ökologisches Milieu braucht, in dem sie gedeihen kann – und dies verweist darauf, dass Individualität keineswegs etwas der Gesellschaft oder dem Sozialen Entgegengesetztes ist. Individualität ist nicht *Voraussetzung*, sondern *Folge* der Sozialität des Menschen. Wie ich in den vorherigen Vorlesungen das Bewusstsein nicht als Voraussetzung, sondern als Folge sozialen Handelns beschrieben habe und die

Person nicht vor der Rolle platzierte, sondern als praktisches Ensemble ihrer Rollen, so erweist sich auch die Form der Individualität eines Individuums nicht als Voraussetzung sozialer Praxis, sondern als ihre Folge. Ob ein Individuum wie ein Johannes Hooss ganz in seiner über seine eigene Lebenszeit hinaus gehenden Position aufgeht, ob ein Individuum sich in der bürgerlichen Innerlichkeit seiner feinsinnigen Selbstreflexion entdeckt oder ob es wie Paul und seinen Kolleginnen und Kollegen um das *handling* von unterschiedlichen sozialen Erwartungen geht und um die individuelle Organisation – stets tritt die Form der Individualität einer Person als ein Effekt sozialer Praxis auf. Das gilt übrigens auch für Pauls Mutter, die nicht ganz wie Johannes Hooss, aber doch stärker als Paul als ein Individuum erscheint, dessen Individualität in erster Linie durch Mitgliedschaft, hier: zu einer Familie, bestimmt wird.

Also nicht nur stärker sozial eingebettete Formen von Individualität, sondern auch *individualisierte* Formen von Individualität, also die bürgerliche und nachbürgerliche Stilisierung als unverwechselbares Individuum mit starken Selbstbeschreibungsanlässen und -anforderungen finden nicht außerhalb oder neben der Gesellschaft statt. Im Gegenteil, auch Individualität in diesem Sinne ist *eine soziale Erwartung, eine Konvention, ein Muster* – ein Muster übrigens, das keineswegs universal gilt, sondern so etwas wie eine Avantgardefunktion hat. Wohlgemerkt: eine Avantgardefunktion *als Muster*. Gepflegte Individualität ist gewissermaßen das Muster, das sich am ehesten für jene Zielgruppe als *sexy* beschreiben lässt, die so etwas wie eine Reflexionskultur erwartet – heute vielleicht nicht mehr in der selben Weise wie in der bürgerlichen Gesellschaft, aber immer noch so, dass sich Leben am spannendsten und am plausibelsten als *individuelle Entscheidungsketten und Reflexionsformen* erzählen und beschreiben lassen. Deshalb sind sie für die Soziologie so attraktiv – für ein Fach, das sich historisch jener Erfahrung verdankt, dass die bürgerliche Idee der Reflexion zu einer gesellschaftsweiten Erwartung und Norm sich entwickeln konnte. Und nicht umsonst könnte dies vielleicht die einzige Diagnose sein, auf die jemand wie Paul anspringt, wenn er in einer Wochenzeitung auf eine Serie stößt, die eine soziologische Zeitdiagnose diskutiert. Eine solche Serie (die im übrigen vor einigen Jahren in einer großen deutschen Wochenzeitung tatsächlich stattgefunden hat) präsentiert dem entsprechend interessierten Leser Angebote für Selbstbeschreibungen, an die man dann entsprechend anschließen kann. Paul war froh, dass es für seine Lebenslage einen Namen gibt.

Der Begriff *Individualisierung* gehört nicht zu den soziologischen Grundbegriffen – *was hat er also in diesem Buch zu suchen?*, frage ich am Ende dieser Vorlesung. In der Tat, Individualisierung ist nur eine Diagnose, eine erfolgreiche Dia-

gnose. Der Erfolg der Diagnose aber hängt unmittelbar mit der Grundbegrifflichkeit der Soziologie zusammen.

Individualisierung verweist im soziologischen Sinne zunächst auf nichts anderes als auf eine Zurechnungsfrage – nach dem, was ich in der zweiten Vorlesung entwickelt habe, also auf *Handlungen*. Dass Individualität und vor allem Individualisierung als ein historischer gesellschaftlicher Prozess zur Steigerung von Individualität eine der prominentesten, öffentlichkeitswirksamsten und einsichtigsten Diagnosen der modernen Gesellschaft geworden ist, hat nicht nur mit der Diagnose selbst zu tun. Der Erfolg dieser Diagnose hat auch mit der Soziologie zu tun. Ich habe mehrfach betont, dass die soziologische Nomenklatur – kulminierend im Handlungsbegriff – sich vor allem darauf kapriziert, die Genese des Handelns in der Reflexion eines Individuums zu suchen. Dass es ein *subjektiv gemeinter Sinn* oder wenigstens die als Werte, Normen oder Kalküle übersetzte Übertragung von sozialen Strukturen in subjektive Motive ist, die das Handeln verstehbar machen, verweist auf eine schon begrifflich wirksame *Individualisierung durch die soziologische Begrifflichkeit selbst*. Etwas einfacher formuliert: Indem die Soziologie sich Handeln als *individuelles Handeln* zurecht legt und den sozialen Sinn vor allem *in den Motiven*, *in der Reflexion*, *in den Kalkülen* und im *Wissen* der Handelnden auffindet, ist sie vor allem an Handeln mit hohem Individualitätsgrad interessiert. Um den Handlungsbegriff von dieser Bürde des *individuellen Motivs* zu befreien, habe ich in der zweiten Vorlesung den Handlungsbegriff durch den Kommunikationsbegriff erweitert. Erst das ermöglicht es, auch solche Handlungen soziologisch zu erfassen, die sich eher der Situation, der bewährten Erfahrung oder schlicht unreflektierten Routinen verdanken.

Ohne diese Erweiterung bleibt das soziologische Interesse letztlich darauf fixiert, den reflektierten Handlungstypus für den Normalfall zu halten. Erst das *individualisierte Handeln*, also das, was Paul seiner Mutter entgegensetzt, genügt letztlich jenem Handlungstyp, dem vernünftige, d.h. vor allem subjektiv situierte Motive zugrunde liegen.[150] Solches Handeln lässt sich dann viel besser verstehen, weil es *explizit* auf einen individualisierten subjektiven Sinn verweist, während man in Pauls Mutter eigentlich einen gar nicht recht modernitätsfähigen Typus entdecken müsste, weil er mehr auf Zugehörigkeiten, Routinen und Alternativlosigkeiten abstellt. Früher hätte man wohl von *Ideologie* gesprochen.

Meine eigene Erfahrung in verschiedenen Forschungsprojekten zeigt etwa, dass Interviewpartnerinnen und -partner in qualitativen Interviews sich eben nicht immer als jene individuellen, urbanen, gebildeten und Alternativen abwägenden Gesprächspartner erweisen. So stießen wir auf Migranten, deren Migrationsentscheidung keineswegs eine individuelle Entscheidung war, in manchen

Fällen nicht einmal eine Entscheidung; oder wir stießen in einem Forschungsprojekt über Todesbilder darauf, dass sich Personen einer Introspektion und individuellen Auseinandersetzung, die man intellektualistisch erwartet, verweigerten.[151] Allzu vorschnell hält man solche Interviews dann für „wenig differenziert", „einfach" oder womöglich sogar untauglich. Dabei verweisen diese doch nur auf den empirischen Fall, dass die individualistische Selbstbeschreibung nur ein Fall unter anderen möglichen ist. Mein Argument lautet: Es ist der Fall, für den sich Soziologen am meisten interessieren – einerseits, weil die Soziologie durchaus jener bürgerlichen Aufsteigermentalität entstammt, die sich gesellschaftliche Teilhabe über reflektierte Positionsbestimmung, gute Gründe und vernünftige Entscheidungen erstreitet; darüber hinaus weil sie in ihrer reflexionsnahen Begrifflichkeit kaum eine Antenne für reflexionsarme oder gar -freie Praxisformen hat.

Der entscheidende Grundzug der *Individualisierung* besteht denn auch tatsächlich darin, zwischen mehr oder weniger kontingent verlaufenden Lebensverläufen, expliziten Entscheidungen und der Beschreibbarkeit des Lebens zu vermitteln. Wer versucht, sein eigenes Leben zu beschreiben, wird feststellen, wie viel davon sich tatsächlich eher ereignet hat – aufgrund von Möglichkeiten, Zwängen, Situationen, schlichtem Zufall, aber auch aufgrund verfügbarer oder fehlender Ressourcen. Vieles läuft, wie es läuft – und es gelingt oft erst im Nachhinein, ein Muster zu entdecken oder sich das gelebte Leben tatsächlich selbst zurechnen zu können. Wer versucht, sein eigenes Leben zu beschreiben, wird darauf stoßen, dass tatsächlich Vieles auf (zumeist nicht revidierbare) Entscheidungen zurückgeführt werden kann – und muss. Die bloße Beschreibbarkeit des Lebens bringt die Notwendigkeit hervor, das Geschehene in *Handlungsform* zu bringen, mit *Entscheidungskalkül* zu versehen. Man könnte sagen: *Beschreibungen bringen Entscheidungen hervor, weil Beschreibungen immer im Horizont anderer Möglichkeiten beschreiben*. Ich habe etwas Ähnliches bereits in der zweiten Vorlesung diskutiert: Selbst die erzählerische Wiedergabe dessen, was mit Paul geschieht, erfordert es fast zwangsläufig, das Geschehen auf Entscheidungen oder wenigstens auf bewusste Handlungen zu trimmen, um der Geschichte einen Sinn zu geben. Anders lässt sie sich kaum beschreiben.